

Florian Illies: Generation Golf. (2000)
Frankfurt a. M.: Fischer, 2001.

Mir geht es gut. Es ist Samstag abend, ich sitze in der warmen Wanne, im Schaum schwimmt das braune Seerüberschiff von Playmobil. Ich schrubbe mit der Bürste meine Knie, die vom Fußballspielen grasgrün sind. Das Badezimmer ist unglaublich heiß, seit zirka drei Uhr nachmittags heizt meine Mutter vor, damit ich mich nicht erkälte. Nachher gibt es Watten, daß...? mit Frank Elstner. Dazu kuschle ich mich in den warmen Kapuzenbademantel, den meine Mutter vorgewärmt hat, damit ich mich auch wirklich nicht verkühle. Mit anderen Worten: Ich fühle mich, als hätte der Postbote gerade das Rundum-sorglos-Paket abgegeben, oder wie die Katze, der Frauchen neben das Sheba gerade noch einen Halm Petersilie gelegt hat.

Nach dem Bad, es geht auf acht Uhr zu, gibt es Schwarzbrot mit Nutella, die Haare am Nacken sind noch ein wenig naß. Ich bin zwölf und neben den grünen Augen von Sonja, sonntags im Kindergottesdienst, ist das Aufregendste am ganzen Wochenende die Eurovisionsmusik vor Watten, daß...?. Es war damals selbstverständlich, daß man Watten, daß...? mit Frank Elstner guckte, niemals wieder hatte man in späteren Jahren solch ein sicheres Gefühl, zu einem bestimmten Zeitpunkt genau das Richtige zu tun. Das Gefühl, genau das Richtige zu schauen, war genauso

präzise wie das Gefühl, das Falsche zu schauen, wenn man unvorsichtigerweise wieder am Freitagabend, die Eltern waren aus, *Aktenzeichen XY ungelöst* mit dem unheimlichen Eduard Zimmermann eingeschaltet hatte und schon während des Zuschauens der nachgestellten Überfallszenen im Keller und Flur rund vierhundert verdächtige Geräusche hörte. Dann doch lieber Frank Elstner, wo die einzige Gefahr darin bestand, daß die Saalwette verlorenging. Wenn ich gesehen hatte, wie ein Gabelstapler auf vier Biergläsern zum Stehen kam und ein schrulliger Schweizer Biermarken am Schnappen der Deckel erkannte, konnte ich mit dem wunderbaren Gefühl einschlafen, am Montag in den Schulpausen mitreden zu können.

Doch zuerst kam dann leider immer noch der Sonntag. Dummerweise kommt nach jedem wunderbaren Samstag, mit Einkaufen am Vormittag und dem Geruch von gemähem Gras am Nachmittag, ein ätzender Sonntag. Sonntage waren schon damals schrecklich, und daran hat sich bis heute nichts Wesentliches geändert. Oder vielleicht waren sie damals, in jenen Tagen der frühen Jugend, noch schrecklicher. Denn damals hatte man noch nichts Liegengebliebenes zu erlebigen. Man hatte höchstens was »auf«, aber dafür war ja auch noch der ganze Abend da. Man war auch noch zu jung, um sich von irgendeinem samstagsabendlichen Rausch erholen zu wollen, zu jung auch, um sich irgendwo mit Freunden zum Brunchen zu treffen, zumal es dieses Wort noch gar nicht gab. Zu jung für jeden vernünftigen Zeitvertrieb also und

zu alt für den Mittagsschlaf. Und da man so unendlich viel Zeit hatte, wartete man so lange mit den Matheausgaben, bis man zu müde war und sie dann doch wieder am nächsten Morgen von Rüdiger in der Pause zwischen der zweiten und der dritten Stunde abschreiben mußte. Rüdiger hieß tatsächlich so und war einer jener Menschen, die später Mathematik- und Physik-Leistungskurs wählten, damals schon P.M. lasen und schwarze Aktenkoffer hatten, einen Commodore 64 und großporige Pickel, aber nie eine Freundin.

Noch heute, ungefähr fünfzehn Jahre später, träume ich nachts davon, wenn am nächsten Tag etwas Wichtiges ansteht, daß ich die Matheausgaben nicht gemacht habe und daß Rüdiger krank ist. Wahrscheinlich weil Rüdigers Mutter das Badezimmer nicht ausreichend lange vorheizte, war Rüdiger ständig krank. Und wenn Rüdiger krank war, gab es keine Rettung. Ich schenkte ihm immer mal wieder eine LP von Purple Schulz oder Klaus Lage, wenn ich merkte, daß er das Verhältnis von Geben und Nehmen zwischen uns nicht ganz optimal fand. Oft also träume ich, daß Rüdiger krank ist und ich nicht aus seinem schwarzen Aktenkoffer meine Rettung holen kann. Oder ich träume, daß der Mathelehrer, Herr Grenz, in die Klasse kommt, kurz hustet und dann eine kurzfristige »Leistungsüberprüfung« ansetzt. In meinem Traum gibt es dann noch einmal jene hektographierten Zettel mit blaulila Tippschrift auf leicht beigefarbenem Papier, die der Hausmeister in seinem Kabuff mit einer altmodischen Druckpresse herstellte

und die immer sehr stark nach Marzipan rochen. Aber der gute Geruch kündigte immer Schreckliches an: Ich verstehe nämlich kein Wort und keine Zahlenkolonne und hasse alle anderen, die fröhlich vor sich hin rechnen, neben dem Arbeitspapier liegen bei ihnen die abgezogene Armbanduhr und ein adretter Apfel. Sie nehmen sich für jede Aufgabe zehn Minuten. Ich brauche dreißig für die erste, breche hektisch ab, springe zur dritten, weil die einfach aussieht, und flüchte dann zur vierten, als die ersten Cracks bereits ihre Arbeit abgeben, ihre Koffer mit einer unerträglichen Selbstzufriedenheit zuschnalzen lassen und nach draußen gehen. Mir wird heiß, ich versuche mich an der letzten Aufgabe, dann gongt es. Mist. In der Pause erfahre ich, daß ich der einzige bin, der überall krumme Zahlen herausbekommen hat. Ich denke manchmal, ich hätte damals lieber am Sonntag nachmittag Mathehausaufgaben machen sollen, dann würde ich heute besser schlafen.

Die Zeit, als Rüdiger anfing, seine Hefe in einen schwarzen Aktenkoffer zu stecken, also etwa in der siebten Klasse, war die Zeit des ersten Individualisierungsschubs. Zuvor unterschieden sich alle nur dadurch, ob sie den gelben Scout-Ranzen hatten, den roten mit orangefarbener Vortasche oder den Klassiker in Blau. Es ist zu vermuten, daß es eine geheime Absprache zwischen dem Berufszweig der patentierten Grundschullehrerinnen und den Krankengymnastinnen gab. Denn zwischen dem sechsten und zwölften Lebensjahr wurden uns – den bis dahin weitgehend ungehindert Heranwachsenden – plötzlich so viele schwere Bücher

in den Schulranzen gesteckt, daß es relativ zwangsläufig zu verkümmerten Wirbelsäulen, Plattfüßen und schiefen Hüften kam. Diese drohenden Gefahren wurden dann durch regelmäßige Besuche bei der Krankengymnastik auszuwetzen versucht, doch das Geben und Gestrecken auf blauen Matten hatte, soweit mir bekannt ist, weder bei mir noch bei irgendjemand sonst, irgendwelche Auswirkungen. Claudias Mutter wog einmal an einem Sonntagabend den mit Büchern gefüllten Scout-Ranzen. Sie kam auf sieben Kilo. Das fand sie unterschieden zuviel für zwanzig Kilo Claudia. Und das alles hielt sie für ein schönes Thema für den Punkt »Verschiedenes« beim nächsten Elternabend.

Allmählich, mit den nächsten Schuljahren und der wachsenden Anzahl der Freistunden, wurden die Ranzen leichter. Und irgendwann gab es die Scout-Ranzen nicht mehr. Ab der siebten, achten Klasse gab es statt dessen plötzlich genau vier Möglichkeiten, seine Schul Sachen zu transportieren. Zum einen die besagte Rüdiger-Fraktion. Der radikale Flügel gab zunächst sogar noch die richtige Zahlenkombination für das Sicherheitsschloß ein. Die anderen ließen gleich die Verschlüsse hochschnalzen und klappten das Innere auf, das so aufgeräumt war, daß es ihnen wirklich nichts ausmachte, wenn alle hineinguckten. Selbst die Bleistifte und das nie benutzte Schweizer Taschenmesser steckten in den vorgesehenen Gurten. Sie trugen auch ab der siebten Klasse Digitaluhren mit einem silbernen Gliederarmband, die zur vollen Stunde nervig piepst. Später wurden alle Rüdigers

Versicherungsmakler oder Bankkaufmann. Bei den Frauen gab es eine kleine Gruppe, die Umhängetaschen aus seltsamem Flechtwerk bei sich trug, an deren Trageband die hellblauen Friedenstaubenbutons hingen. Meist gingen die Trägerinnen solcher Taschen nachmittags in die Umwelt AG oder pflegten irgendwo ein Pferd. Wenn ich ihnen lustige Geschichten erzählte, sagten sie gerne: »Du, da kann ich echt nichts anfangen mit.«

Außerdem gab es ein paar lässige Jungs und noch lässigere Mädchen, die braune, leicht abgenutzte Ledertaschen hatten. Das waren meist die, die BMX-Räder fuhren. Sie führten dann später auch die Barbour-Jacken auf den Schulhöfen ein. Die meisten jedoch hatten damals Rucksäcke verschiedenster Preisklasse und Provenienz, einer so ungeeignet zum Aufbewahren von Büchern und Ordnern wie der andere, stundenlang mußte man in den dunklen Stoffwinkeln nach dem Ratzefummel suchen. Neben solchen aus Leder, die man am liebsten irgendwo gebraucht gekauft hätte, um nicht allzu lange mit der von keinem Kuli-gekritzel berührten Eilepetete-Lederoberfläche herumlaufen zu müssen, gab es die blau-beige und rot-weiß karierten Rucksäcke von Esprit, die an den Rändern ganz ordentlich mit Stoff abgesetzt waren und deren Inneres gefüttert war. Es gab manche, die mußten einen Bree-Rucksack tragen, weil ihre Mütter gesagt hatten, wenn schon Rucksack, dann richtig. Die Bree-Trägerinnen waren aber insofern arm dran, als ihre Rucksäcke zu teuer waren, als daß man sie hätte beschreiben können, und eine der wichtigsten Sachen,

die man mit dem Rucksack machte, war, ihn sinnlos zu beschriften. Ein echter Rucksack war er erst, wenn er so vollgeschmiedet war mit Filzern wie ein Gipsbein nach vier Wochen. Neben Namen von Klassenkameraden schrieb man auch Bandnamen wie U2 drauf, manchmal las man auch Sehnsuchtsorte wie New York oder, noch öfter, Kleiderfirmen wie Esprit oder Marc O'Polo beziehungsweise Jan, sehr gerne auch Love oder andere coole englische Worte. Besonders bewundert wurden jene Mädchen, die die aufgeplusterte Schrift beherrschten, mit den aufgeblasenen Buchstaben, die sich ineinanderschoben wie Wolken. Sehr uncool war man, wenn man den Rucksack ordnungsgemäß mit beiden Trägern aufsetzte, da half dann die schönste Beschriftung nichts. Rucksäcke durften allein über einer Schulter hängen, das war so, warum auch immer. Mütter und Lehrer waren sich von Anfang an darüber einig, daß diese Rucksäcke mindestens so schlecht für den Rücken waren wie die roten und schwarzen Adidas-Allround-Turnschuhe für die Füße. Wahrscheinlich allein deswegen trugen wir dann alle so unverdrossen die im Grunde völlig unpraktischen Rucksäcke zu den auf Dauer sehr unbequemen Turnschuhen. Man konnte die Provokation noch dadurch steigern, daß man die Turnschuhe kaum zuschnürte oder gar nicht, um damit besonders lässig über die Straßen und durch die achtziger Jahre schlurfen zu können.

Auch ansonsten war es sehr unpraktisch, in jenen Jahren jung zu sein. Denn die achtziger Jahre waren mit Sicherheit das langweiligste Jahrzehnt des 20. Jahr-

hundreds. Kein Wunder, daß das Spielen mit dem Jo-Jo in den Pausen so beliebt war. Und daß das Computerspielzeitalter mit einem Spiel anfang, für das man fast schon stoische Qualitäten brauchte: Zwei weiße Stöbe spielten sich unter elektronischem Wimmern ein weißes Klötzchen hin und her, das ganze hieß Tennis, man konnte es am Fernseher spielen, und wenn man nicht gerade Schwierigkeitsstufe 10 eingestellt hatte, konnte man dabei einschlafen. Aber so war eben jene Zeit. Es ging allen gut, man hatte kaum noch Angst, und wenn man den Fernseher anmachte, sah man immer Helmut Kohl. Nicole sang von ein bißchen Frieden, Boris Becker spielte ein bißchen Tennis, Kaffee hieß plötzlich Cappuccino, das war's auch schon. Die achtziger Jahre waren wie eine gigantische Endloschleife. Raider heißt jetzt Twix, sonst änderte sich nix. Wenn man Musik hörte, gab es statt neuer Singles nur Maxisingles der bekannten Lieder. Und wenn man ins Kino ging, gab es statt neuer Filme nur neue Versionen: Rambo I, Die unendliche Geschichte II, Zurück in die Zukunft III, Rückkehr der Jedi-Ritter IV und so weiter. Noch ahnte man nicht, daß man einer Generation angehörte, für die sich leider das ganze Leben, selbst an einem Montag, anfühlte wie die träge Bewegunglosigkeit eines gutgepolsterten Sonntagnachmittags. Ja, noch ahnte man nicht einmal, daß man überhaupt einer Generation angehörte.

Die Sorgen waren andere: Nie, so sagte man sich, will ich solche Akne haben wie der Sänger von Al-phaville. Aber das half nicht bei jedem. Immer gab es in jeder Klasse genau einen Jungen, der von oben

bis unten verpickelt war, diese roten Pusteln aber mit einem unerschütterlichen Selbstbewußtsein zur Schau trug. In jeder Altersklasse gab es übrigens genau einen irgendwie körperlich Gehandikapten. Im ersten Schuljahr war das der Junge, der ein Auge mit einem elförmigen grauen Pflaster zugleibt hatte. Meist meinten es seine Eltern dann besonders gut mit ihm und zogen ihm, damit niemand das Pflaster bemerkte, ganz lustige bunte Brillengestelle an – so bemerkte dann jeder sofort das riesige Pflaster. Mit zwölf, dreizehn Jahren gab es dann die Mädchen mit Zahnsparangen, in die ich mich unmöglich verlieben konnte. Dabei war gar nicht die Spange das Störende. Nur war es bei Trägerinnen fester Spangen zu ektig, die Essensreste zwischen den rosa eingefärbten Metallpunkten anschauen zu müssen, und bei denen mit herausnehmbarer Spange war es der speicheltröpfende Akt, wenn die Spange in das rote Plastikdöschen mit Luftlöchern gesteckt wurde, das die ganz hartgesottenen Mädchen dann sogar mit einer Kordel um den Hals trugen, gerade so, als sei eine Spange nicht etwas, was man besser tunlichst verstecken sollte.

Meist durften die Spangennädchen ihre Spangen auch in den Pausen rausnehmen und dann tropfend in die roten Döschen legen, damit sie ungestört ihre Kakaotüten beim Hausmeister kaufen konnten. Manche tranken auch Capri-Sonne. Arztkinder erkannte man daran, daß sie Hohes C mit in die Schule brachten, was viel teurer war und angeblich auch gesünder, aber überhaupt nicht schmeckte, es roch immer ein klein wenig nach Fachinger und wurde außer von